



ANDREAS SOMMER

DIE  
WILLKÜREN

SIEBEN LEBEN FÜR VERA

LANGENMÜLLER

ROMAN

ANDREAS SOMMER

**DIE  
WILLKÜREN**

SIEBEN LEBEN FÜR VERA

LANGENMÜLLER

# Inhalt

|                                                                         |                            |
|-------------------------------------------------------------------------|----------------------------|
| <a href="#"><u>1 Ich und die Abgottspon</u></a>                         | <a href="#"><u>7</u></a>   |
| <a href="#"><u>2 Abgottspon und ihre Vera</u></a>                       | <a href="#"><u>19</u></a>  |
| <a href="#"><u>3 Vera und Till</u></a>                                  | <a href="#"><u>31</u></a>  |
| <a href="#"><u>4 Abgottspon, Vera und ich</u></a>                       | <a href="#"><u>56</u></a>  |
| <a href="#"><u>Abgottspons erste Geschichte für Vera</u></a>            | <a href="#"><u>64</u></a>  |
| <a href="#"><u>5 Die Abgottspon, ihre Vera und das Leben</u></a>        | <a href="#"><u>92</u></a>  |
| <a href="#"><u>6 Die Abgottspon und ich</u></a>                         | <a href="#"><u>104</u></a> |
| <a href="#"><u>Abgottspons zweite Geschichte für Vera – 1. Teil</u></a> | <a href="#"><u>111</u></a> |
| <a href="#"><u>7 Ich und die Abgottspon</u></a>                         | <a href="#"><u>125</u></a> |
| <a href="#"><u>Abgottspons zweite Geschichte für Vera – 2. Teil</u></a> | <a href="#"><u>130</u></a> |
| <a href="#"><u>8 Die Abgottspon, ich und Georg</u></a>                  | <a href="#"><u>149</u></a> |
| <a href="#"><u>Abgottspons dritte Geschichte für Vera</u></a>           | <a href="#"><u>164</u></a> |
| <a href="#"><u>9 Vera und ich</u></a>                                   | <a href="#"><u>203</u></a> |
| <a href="#"><u>Die vierte Geschichte für Vera, von Sommer</u></a>       | <a href="#"><u>227</u></a> |
| <a href="#"><u>10 Die Abgottspon und ich</u></a>                        | <a href="#"><u>242</u></a> |
| <a href="#"><u>Abgottspons fünfte Geschichte für Vera</u></a>           | <a href="#"><u>252</u></a> |
| <a href="#"><u>11 Vera</u></a>                                          | <a href="#"><u>261</u></a> |
| <a href="#"><u>12 Die Abgottspon und Luzius</u></a>                     | <a href="#"><u>281</u></a> |
| <a href="#"><u>Abgottspons sechste Geschichte für Vera</u></a>          | <a href="#"><u>287</u></a> |
| <a href="#"><u>13 Vera, die Abgottspon und ich</u></a>                  | <a href="#"><u>294</u></a> |
| <a href="#"><u>14 Ich und die verschollene Vera</u></a>                 | <a href="#"><u>328</u></a> |
| <a href="#"><u>Die siebte Geschichte: Vera</u></a>                      | <a href="#"><u>335</u></a> |
| <a href="#"><u>Impressum</u></a>                                        | <a href="#"><u>364</u></a> |

**»Das Leben macht mich fertig.«**

*Georg*

**»Wart mal ab.**

**Die guten Jahre kommen noch.«**

*Andreas, jüngerer Bruder*

# 1

## Ich und die Abgottspon

**K**aum hatte ich sie erschaffen, entglitt sie mir schon. Dabei hatte ich ihr fürs Erste nur *Theresa* als Vornamen und drei ihrer Eigenschaften vorgeschlagen: *Einfühlsam, lebensklug, dunkelhaarig*.

»Empathie und Erfahrung, wie originell.«

»Du musst dich in Menschen einfühlen können. Vielleicht wirst du sie durch ein tragisches Schicksal führen.«

»Schicksal? Warum sollte ich über ein so widerliches Phänomen schreiben? Ist deines denn so übel?«

»Meines? Nein. Aber widerlich war, was das Schicksal meinem Bruder zugemutet hat.«

»Du hast einen Bruder? Wie alt ist er?«

»Georg lebt nicht mehr.« Kurz zögerte ich, um ihr dann doch den Grund zu nennen. Seinen Suizid umschrieb ich mit: »Er hat entschieden, nicht mehr weiterzumachen.« Vor vier Jahren sei das passiert. Er habe es nie geschafft, ein eigenes Leben zu beginnen. Bis zu seinem Tod wohnte er mit unseren Eltern, Gertrud und Ernst, unterm selben Dach.

»Als beide das achtzigste Lebensjahr erreichten, geriet er in Zugzwang. Jetzt oder nie, dürfte er sich gesagt haben – meine ich zu wissen. Die Vorstellung, allein zurückzubleiben, muss eine Panik in ihm ausgelöst haben. Sie waren ihm alles: Schutzzone, Fluchtort und Sozialleben. Seine unverzichtbare Bodenstation waren sie. Vielleicht ahnte er, dass er als Waise nicht mehr genug Mut aufbringen würde, eigenständig in den Tod zu gehen. Zu schaffen war das nur aus dieser Geborgenheit heraus. Jedenfalls vermute ich das.«

»Wahnsinn. Bitter für deine Eltern. Unerträglich im Wortsinn. Darüber könnte ich nie schreiben. Ich habe ihn ja auch nicht gekannt.«

Damit waren wir eigentlich bereits in der Sackgasse. Mit Erschrecken registrierte ich es. Auch ich führte meinen misslungenen Versuch, Georgs Suizid erzählend zu verarbeiten, darauf zurück. Ich hatte ihn nicht genug, eigentlich kaum gekannt. Schon in frühen Jahren war er mir fremd

geworden.

Als Ausweg fragte ich sie: »Worüber willst du denn schreiben?«

»Habe ich denn Talent?«

»Ich statte dich damit aus.«

»Oh, man hat etwas abzugeben? Gnädig, der Herr Sommer.«

Es klang gereizt. Erstaunlich, dass sie immer noch hier ist, dachte ich. Viel Zeit hatte ich wohl nicht, sie für ihre Rolle zu gewinnen. Doch wollte ich mich überhaupt auf diese offensichtlich widerspenstige Luise einlassen? Meine Güte, wenn sie zu hören bekäme, dass sie mit Nachnamen Abgottspon heißen sollte. Besser, ich erwähnte es noch nicht.

»Abgottspon? Klingt verflucht gesucht!«, überrumpelte sie mich. Und sie formte mit ihren Händen sogleich einen Trichter und trompetete »ABGOTT-SPON, MEIN NAME SEI ABGOTTSPON« über die Felder. Doch zu mir gewandt sagte sie: »Klopstock und Gotthelf, die Zeh oder der Schlink heißen alle auch nicht hübscher.«

Später Herbst. Nebel hing zwischen den Rebstöcken. Die Trauben waren unlängst durch die Krallen der Erntemaschinen von den Zweigen gerupft worden. Eine gebückte Gestalt, die überlange Triebe kappte, richtete sich draußen im Feld auf und antwortete auf Theresas Verkündigung mit Winken. Gleichzeitig bellte irgendwo ein Hund.

»Ihm und dem Hund gefallen dein Name«, verteidigte ich mich. Doch sie erlöste mich, indem sie sagte, ihr Name sei ihr egal, nicht aber ihr Charakter. »Den entwerfe ich selbst. Ich weiß nämlich, wer ich bin. Dein Double werde ich nicht spielen und deine Art zu denken nicht übernehmen. Leider ahne ich aber, als wen du mich brauchst.« Dann wüsste sie mehr als ich, schoss mir durch den Kopf. Ich selbst hatte nur verschwommene und ständig wechselnde Vorstellungen über uns als Gespann. Manche waren partnerschaftlich bis symbiotisch, andere patriarchalisch. Mir schien, sie – nun also die Abgottspon – mustere mich mit Argwohn, bis sie sich unvermittelt vor mich stellte (großgewachsen und mit selbstbewusstem Blick), und mit spöttischem Ernst sagte: »Eines muss dir klar sein: Wir werden keine Liebesbeziehung haben. Eine Bettgeschichte? Vielleicht. Wenn du dich anständig benimmst.« Das ungehemmte Lachen, das sie sich daraufhin gönnte, war etwas beängstigend. Der Mann in den Reben winkte uns wieder zu. Roger Chappat war es, wie ich jetzt erkannte. Als wir uns tags darauf vor der

*Mairie* über den Weg liefen, meinte er nur, ich hätte gestern auf dem Feld wie eine Frau gelacht.

**R**oger Chappat war Winzer hier in Saint Anastasie. Man sagte, er habe mehr als sechzigtausend Rebstöcke. Auch baute er Spargel und Melonen an. Bullig und um die fünfzig war er, und endlich wieder heiter. Drei Jahre lang hatte er gelitten, weil seine Frau ihn einer Frau wegen verlassen hatte. Einen brutaleren Schicksalsschlag könne er sich nicht vorstellen, verkündete er. Einem Kumpel, der das bezweifelte – von einem anderen Mann ausgestochen zu werden, sei brutaler – versetzte er eine Ohrfeige: »Wenn die Ernte verdirbt, ist es wurscht, ob durch Nässe oder Dürre.«

Ich mag ihn. Er ist wohlhabend, lebt aber bescheiden. Er unterstütze diesen und jenen, sagt man. Als Einziger im Dorf hat er noch nie ein *Sanglier* geschossen, und man munkelt, er stelle es bewusst so an, dass er nie zum Schuss komme. Als ich ins Dorf zog, um meine Ruine zu renovieren, aber noch keinen Wasseranschluss hatte, stellte er mir kurzerhand eine volle Zisterne vor meinen Steinhäufen. Ich verbrauchte ein wenig für die Hygiene und das meiste für den Betonmischer.

Roger war es, der meinen Bruder unten bei den Felsen am Gardon fand. 1. März 2009. Sein Hund, mit dem er auf Trüffelsuche war, habe gebellt. Offenbar war Manitou fündig geworden. Doch er bellte einen gekrümmt liegenden Körper an. Später wurde Roger von den Gendarmen drangsaliert, weil er den Toten friedvoll gebettet und ihm das Blut aus dem Gesicht gewaschen hatte. Angehörige sollten ihren Verstorbenen nicht so verunstaltet sehen, dürfte Roger gedacht haben. Den Gendarmen erklärte er nur, das Wasser sei ja in Schöpfweite gewesen.

Roger war es auch, der mir die Nachricht brachte. Was er sagte, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich aber an seine lange und ziemlich rohe Umarmung. Als wolle er den Schock aus mir heraus- und seinen Trost in mich hineinpressen. Der Gendarm, der mich abends aufsuchte, erklärte mir nüchtern die Sachlage: »Ihr Bruder hat sich eindeutig ohne Fremdeinwirkung vom Felsen gestürzt. Er wollte es so. Da sind wir uns ganz sicher, das war Suizid.«

Daran stimmt, dass mein Bruder ein massives Sperrgitter überklettert hatte. Und dass er mir ungefähr ein Jahr zuvor, bei einem nächtlichen Telefongespräch, von seinen Selbstmordgedanken berichtet hatte. Wie ich

darauf reagiert habe? Ich verstehe das, ich könne »seine Unzufriedenheit mit dem Leben nachvollziehen«; das war, was ich erwidert hatte, nichts Besseres.

In dieser ersten Nacht allein im Haus nach Georgs Selbsttötung verlor ich mich in Vermutungen über die Menschen, die in diesen Mauern zur Welt gekommen und gestorben waren. Lange war ich im Dunkeln sitzen geblieben. Seit über dreihundertfünfzig Jahren steht das Haus hier, umspült von einem Flösschen. Viele Generationen hatten es bewohnt – fünfzehn, zwanzig? Als Napoleon 1806 die jungen Männer Frankreichs in widerlichen Schlachten vor Moskau opferte, war es bereits über hundert.

In so einer Nacht, nicht anders als dieser, poltert ein Bote im Namen des Kaisers an die Türe. Eine Sophie, ihr Mann Gilles oder ihre Tochter Jeanne öffnen und erfahren, dass Sohn oder Bruder François an der Beresina gefallen ist. Ob der Bote erwähnt, dass es zum Ruhme Frankreichs war? Ist Sophie daraufhin zusammengebrochen? Hat Gilles den Boten zusammengeschlagen? War der Herold gar so verblödet zu behaupten, es sei Gottes Wille gewesen, und der Heldentod ihres Sohnes sei Frankreich zu Ehren geschehen? Als Trost stelle ich mir vor, wie Jahre später diese Jeanne, nun verheiratet mit einem René, hier im Erdgeschoss mit Küche und zwei Zimmerchen ihre Kinder zur Welt bringt. 1818 Gawain. 1820 Marie. 1821 Rose. Auf St. Helena stirbt der teuflische Napoleon. 1825 kommt Jacques. 1829 stirbt die 32-jährige Jeanne an der fünften Geburt, wie es das Schicksal oder wer immer wollte. Das Kind, Joseph, überlebt. Es wird getauft, doch das Tauffest nicht gefeiert. An Jeannes Begräbnis ist *sans exception* das ganze Dorf dabei. Die Kirche an der Place de la Mairie ist zu klein für die Trauergemeinde, was *malheureusement* zu einer Schlägerei führt. Auch der Priester bekommt Schläge ab, als er sich zwischen die Kämpfenden drängt. So steht es in der Dorfchronik von Saint Anastasie, die mit der Familiengeschichte von Jeanne und René Chabrier anfängt. Sohn Joseph wirkte sein ganzes Leben als Lehrer an der Dorfschule und ist der erste Chronist.

Sind die Geister der Toten dieses Hauses bei mir in dieser Nacht? Konnte sich mein Bruder zu ihnen gesellen, weil er seine fünf letzten Tage unter diesem Dach verbracht hat? Ich will trauern, bin aber wütend. Dieser Gendarm! Mein Bruder habe es so gewollt! Ich will trinken, aber der Wein

ekelt mich. Die Leute hier saufen sich durch die Zeit, fällt mir böse ein. Ich möchte mich durchs Haus treiben lassen, doch dem Gästezimmer, in dem mein Bruder genächtigt hat, nicht nahe kommen. Warum ist Georg hier aufgetaucht? Um mich zu missbrauchen? Als Sprungschanze in den Tod, oder was! Um mir zu spiegeln, wie leicht mein Leben und wie schwer das seine ist? Meine Wut mag ungerecht sein, aber ich nähre sie, damit sie stärker als der Schmerz bleibt. Dann wird mir jäh etwas klar. Meine eigentliche Erschütterung ist, dass mich Georgs Tod nicht wirklich erschüttert. Ist das nicht verdammenswert, frage ich mich und spreche mich voller Mutwillen frei. Bin ich deswegen ein Monster? Ohne Gefühl und unfähig zu Mitleid? *Normal wäre doch ... ein empathisches Wesen müsste doch ...* Schwülstige Formulierungen drängen sich mir auf: *Von gleichem Fleisch und Blut. Aus demselben Mutterschoß. Dem gemeinsamen Stamm zugehörig.* Warum bloß empfinde ich nicht heiliges Entsetzen, nicht herzzerreißende Trauer? Wenn es ein lautes Denken gäbe, dann wäre zu hören gewesen: *Er tat mir leid. Doch nie habe ich mich für ihn zuständig gefühlt. Stets blieb er mir der Fremde, der einfach Pech gehabt hatte. Wenn mich etwas gequält hat, dann nicht Georgs Schicksal. Sondern die dumpfe Willkür dieses Regimes. Wie konnte das Leben ein Wunder sein, wenn es der schändlichsten aller Regeln unterworfen war – der Willkür.*

Ich glaube, dass ich in diesem Moment erstmals an die sagenhaften Parzen dachte. Doch weder wusste ich viel über sie, noch glaubte ich an diesen Mythos. Sie seien es, die jedes Leben dirigierten, glaubten die Römer. Die Dritte soll eine Schere haben, mit der sie den Lebensfaden zerschneide, wann immer es ihr passt. Wie müde muss ich zu dieser Stunde gewesen sein. Im Übrigen hatte sich mein Bruder vor Jahren gegen seine Einsamkeit eine Volière mit Wellensittichen zugelegt. Sie löste das Aquarium mit Zierfischen ab.

Bei Anbruch der Dämmerung setze ich mich in den Hof. Erste Vögel, ein früher Traktor. Ich darf noch warten, bis ich unsere Eltern anrufen muss. Noch immer kann ich nicht weinen und frage mich, ob ich mich deswegen schämen müsste. *Dieser arme Kerl. Ohne Hoffnung. Dieses Arschloch! Mir sein Leiden ins Herz zu pressen.* Auf einmal setzt sich das Bild der Felsen in meinem Kopf fest. Senkrechte achtzehn oder zwanzig Meter hoch sind sie. Mit Pulverbeutel am Hintern kleben häufig Freeclimber daran. Seitlich führt ein Fußweg hinauf. Ein Geröllfeld hält den Fluss auf Abstand zur

Felswand. Stünde ich jetzt dort am Fluss, sähe ich hoch oben an der Felskante einen kleinen Mann ...

Als es noch heller wurde, begann ich abzuwägen, was grausamer sein könnte: Vergeblich um noch etwas Schlaf ringen oder unsere Eltern anrufen? Es käme darauf an, wer sich melden würde. Gertrud, unsere Mutter, wäre bedrückender, als mich im Bett zu martern. Ernst bliebe gefasst und ließe mir meine Gleichmütigkeit. Ich ahnte, wie unfähig ich wäre, mich ihrem Schmerz zu stellen. Als ich schließlich anrief, nahm Gertrud ab. Vier Jahre ist das her, und ich erinnere mich nur vage an das Gespräch. Doch ich weiß noch, dass sie sehr gefasst war, und dass ich im Hintergrund meinen Vater schluchzen hörte.

In den darauffolgenden Tagen erlag ich immer wieder der Versuchung, in den Mythos der Parzen einzudringen. Meine Fantasie sprang selbst bei abwegigen Assoziationen an. Vielleicht war es meine Art, mit Georgs Suizid umzugehen. Meine Verantwortung gab es nicht, dafür die Willkür der Parzen. Schnipp, hatte die Scherengöttin gemacht. Welches Unmaß an Beschwernissen hatten Nona, Decima und Morta meinem Bruder doch ins Leben geflochten. In den ersten zwei Jahren seines Lebens verbrachte er mehr Monate im Spital als zu Hause. Er taumelte durch eine endlose Serie von Erkrankungen und Operationen; Vater Ernst spendete andauernd Blut. Wer hatte das so gefügt und wozu? Gab es in der Welt der Parzen eine degenerierte Planungsabteilung? In meinen Vorstellungen wurde sie zum administrativen Monsterbetrieb mit unzähligen Abteilungen, Kompetenzgerangel und Aktenvorgängen. Gab es denn bei denen nicht einmal eine Beschwerdeinstanz?

Ich beschloss, einen Roman über Georg zu schreiben. Wie und wieso hatte ihn das sogenannte Schicksal in diese Sackgasse getrieben? Gefallen fand ich an der Idee, eine Expedition in die Zentrale von *Leben & Tod* zu schildern. Ich würde jene Strippenzieherinnen treffen, die ihm ein derart übles Skript für sein Leben verfasst hatten. Zur Rede würde ich sie stellen. In manchen Nächten war ich dort als Rächer unterwegs, der die drei Chefinnen brutal verhörte und in Kerkern schmachten ließ.

Diesen Roman schrieb ich auf einer Dachterrasse in San Francisco, mit Blick auf die Golden Gate Bridge. Ich war voll eitlen Vergnügens, mir diesen Standort leisten zu können. Meine ersten Romane hatten sich gut

verkauft. Dieser misslang gehörig, was ich erst merkte, als es mir meine Verlegerin sagte. Nur gerade die Anfangszeilen hatten ihr gefallen – hier sind sie:

Lies nicht weiter. Vergeude nicht deine Zeit. Auch ohne diesen Roman kannst du ein gutes Leben haben. Trage einfach deiner Gesundheit Sorge. Suche Liebe & Sex, Erfolg & Wohlstand. Und genieße es, ab und an fündig zu werden. Vergiss dabei nicht, dem Elend der Welt eine angemessene Bekümmerung entgegenzubringen. Spende auch ab und an. So bleibt deine Beschämung aushaltbar. Noch wirksamer ist, dir einzubilden, du hättest es dir karmisch verdient, in einem wohlhabenden und kriegsverschonten Land geboren worden zu sein.

Dieser Anfang sei eine Mogelpackung. »Was danach kommt, wird den Erwartungen nicht gerecht«, war ihr Urteil. Ich hätte mir die Feder von Schuldgefühlen führen lassen, beanstandete sie. »Vielleicht sind Sie einfach zu nahe dran, um dieser Tragödie gerecht werden zu können.«

Dass der Roman nicht gut war, konnte ich zwar einsehen, nicht aber ihre Begründung. Nicht zu nah war ich meinem Bruder gewesen, sondern stets zu fern. Im Grunde hatte ich ihn nie richtig kennengelernt. Was also trieb mich, unsere Geschichte in einem Roman zu würdigen? Was ich entdeckte: Gar nicht er, Georg. Auch nicht unsere Beziehung. Ich wollte das Wesen des Schicksals begreifen. Warum hatte es mich auf die heitere, ihn auf die traurige Seite gestellt? War es einfach eine willkürliche Schleudermaschine? Eine unmoralische Fabrikantin von Biografien?

*Dieser* Roman, gewissermaßen eine Untersuchung, müsste doch geschrieben werden. In mir war eine Stimme, die jemanden verkörperte, den ich nicht identifizieren konnte. Wie eine Gegengestalt kam sie mir vor. Besser gesagt: Diese Stimme musste Gestalt annehmen; mit ihr wollte ich ringen können. Und so kam die Abgottspon in mein Leben, ohne dass sie bereits einen Namen gehabt hätte. Verzweiflung schlägt eben zweifelhafte Lösungen vor. Gestern auf den Feldern, als Roger Chappat ihr Lachen mit meinem verwechselt hatte, war sie zum ersten Mal lebendig geworden.

**D**och es schien eine einmalige Täuschung gewesen zu sein. Freunde und Freundinnen kamen und reisten wieder ab. Ich redete ebenso viel, wie ich trank. Dazwischen hatte ich sogenannte Affären. Ich fühlte mich in einer Zwischenzone. War weder glücklich noch unglücklich. In trunkenen

Stunden warf ich dem Schicksal vor, es mute mir nie bedeutsame Ausschlüge zu, was bedeuten sollte: Es nähme mich nicht ernst. Ich verstieg mich sogar zur unbedarften Anklage, *ich hätte im eigentlichen Sinne gar kein Schicksal*. Gerne hätte ich mehr Erdanziehung gespürt. War ich es denn nicht wert, beschwert, vom Leben herausgefordert zu werden?

Ich wurde 44 (meine Lieblingszahl im Doppel) und feierte sie mit einem zweitägigen Fest in einem abgelegenen Landschulheim im Emmental. Am zweiten Abend kochte Freund Hannes sechs Gänge für die siebzig Gäste – von Antipasti bis zum einheimischen Rindsbraten mit Sauerkraut an Preiselbeeren. Er brillierte als Koch und als Conférencier, der mit Mutterwitz die Gänge ansagte. Beim vierten war sein Charme schon weinselig. Er und sein tunesischer Geliebter, der ihm assistierte, hatten jeden Wein auf Trinkbarkeit degustiert. Nachdem er noch das Familienrezept der Geburtstagstorte offenbart hatte und die Band einsetzte, brach er in der Küche zusammen. Mir schien es sicherer, ihn zur Notfallpforte zu fahren. Ich wäre nach vierzig Minuten zurück, dachte ich, kein Grund also, meine Gäste zu informieren und zu beunruhigen. Auf dem kurvenreichen Weg ins Tal kam mir in den Sinn, ein Schicksalsschlag wäre jetzt ganz einfach zu platzieren. Auch ich war ja nicht ganz nüchtern. Durchaus naheliegend, mich und Hannes jetzt aus der Kurve zu tragen und das Auto zum Überschlag freizugeben.

Hannes lag auf der Rückbank und stöhnte bei jeder Kurve. Zweifellos würde er bald auf die Polster kotzen. Nicht mal das geschah, wir blieben auf der Straße und kamen mit sauberen Polstern an. Sogleich wurde Hannes professionell auf eine Bahre gebettet und mir bedeutet, ich solle die Medizin machen lassen. Eine Alkoholvergiftung sei augenfällig, und alles käme gut. Ich möge ab neun Uhr anrufen.

Nun doch ziemlich dankbar, dass heute kein Schicksalsschlag vorgesehen gewesen war, fuhr ich besonders konzentriert zurück. Parkte vor dem Ferienheim, wollte noch etwas warten und kurbelte die Scheibe hinunter. Septembernacht, Sternenhimmel. Musik und Gelächter drangen an mein Ohr. Gerade dieses Lachens wegen kamen mir die Parzen in den Sinn. Fühlten sie sich etwa durch Unbekümmertheit provoziert? Kitzelte es ihre Allmachttriebe heraus, wenn Menschen unbeschwert waren?

»Wäre eine sehr niedrige Regung«, meinte Abgottspons Stimme neben mir. Sie war da. Saß auf dem Beifahrersitz. Trug wie damals in den Feldern

dasselbe braune Leinenhemd mit blauer Stoffweste darüber. Die Haare noch immer maronfarben, doch jetzt halblang und gekraust. Ihr Gesicht wirkte weicher, sinnlicher als bei unserer ersten Begegnung. Im Halbdunkel konnte ich ihre Augenfarbe nicht erkennen; ich hatte mir braune vorgestellt.

»Mir ist nicht danach, diese Parzen zu verteufeln«, behauptete ich.

Und sie: »Ich habe mir deine Party angesehen. Nette Leute kennst du. Und ich habe mich gefragt, ob du deinen Bruder zu diesem Fest eingeladen hättest.«

»Vielleicht.«

»Nein, du hättest es nicht getan. Ich kenne dich inzwischen.«

»Du kennst mich doch erst seit Kurzem.«

»Wie willst du das wissen?« Das war nicht als Frage, sondern als Zurechtweisung gemeint und bedeutete: *Keine Ahnung hast du.*

»Warum bist du hier?«

»Um mit dir zu verhandeln. Um mich mit dir auf meine Rolle, meinen Auftrag zu einigen.«

»Ich habe jetzt keine Zeit.«

»Du wirst für mich immer Zeit haben. Das ist meine erste Bedingung.«

Eine aparte Frau, Begleiterin eines Freundes aus meiner Zürcher Studienzeit, näherte sich meinem Wagen. Marlies? Martina?

»Du bist ja schon zurück? Geht's Hannes gut?« Sie öffnete die Tür. »War für uns alle ein Schreck.«

Oder doch Melia?

»Ja, alles gut«, sagte ich, ließ die Fenster hochfahren, stieg aus und warf die Türe zu. An Martinas oder Melias Seite ging ich zum Haus. Einmal blickte ich noch zurück. Das Wageninnere war dunkel. Ich werde Abgottspons Bedingungen akzeptieren, wenn sie mir noch eine Chance gibt, dachte ich. Ich musste mir eingestehen, dass ich sie einfach brauchte, und sei es, um meinen Hass auf das Schicksal aufzulösen. Würden wir jetzt einig, hätte sie aber kein Recht mehr, sich erneut zurückzuziehen. Als möchte ich sie bitten, das zu bedenken, blickte ich zurück. Nun konnte ich erkennen, dass durch die halboffene Scheibe auf der Beifahrerseite Rauchwölkchen davonzogen. Selbstverständlich habe man mir ein Stück der Torte beiseitegestellt, sagte die aparte Martina oder Melia.

Um drei oder vier Uhr löste sich der Trubel auf; alle hatten sich in ihre Zimmer auf den oberen Stockwerken verzogen. Die Erschöpfung hatte uns alle im Griff. Ich setzte mich ins Chaos der Küche, leeres Wein- und volles Wasserglas vor mir.

»Ich nehme deine erste Bedingung an«, sagte ich halblaut.

»Luise will ich heißen, Luise Abgottspon«, vernahm ich.

»Nicht Theresa? Abgemacht. Doch Abgottspon habe ich dir doch gar nie vorgeschlagen.«

»Wir wissen beide, warum mir deine Überlegungen vertraut sind.«

Unsere nächtliche Verhandlungsrunde war bestenfalls ein Schattenboxen. Vermutlich huschten sogar Schattenwürfe unserer gestikulierenden Arme über die Küchenwände. Ja, sie würde meinen Roman *Die Parzen* für mich schreiben. Genau das war immer mein Anliegen gewesen. Doch meine psychologische Begründung dafür unterlief sie mit einer trockenen Klarstellung: »Weil du die Grenzen deiner Fähigkeit erkannt hast. Ich kann es, du nicht. *Die Parzen* als Arbeitstitel passt mir schon mal nicht. Ich neige zu *Sieben Leben*.

Ich musste ihr mein Ehrenwort geben, ihren Freiraum nicht einzuschränken. Allenfalls könne ich bei ihr eine Nebenrolle bekommen.

»Gewisse deiner, nun ja, Besonderheiten sind schon erzählenswert. Etwa dein verknorztes Verhältnis zu deinem guten Leben.«

»Verknorzt?«

Mit milderer Stimme korrigierte sie: »Dein eigenartiges Verhältnis.« Und sie lächelte mich einigermaßen freundlich an.

Harte Zeiten würden beim Entstehen dieses Romans auf mich zukommen, dachte ich in diesem Moment. Und ausgeliefert fühlte ich mich. Wer sich solches einbrockt, hat nicht alle Tassen ... *Verzeih' mir, Georg, dass ich mich auf dieses Arrangement einlasse.*

## 2

### Abgottspon und ihre Vera

Ich war Mitte vierzig, mein Bruder seit vier Jahren tot. Hinter mir lag ein gelungenes Fest, und ich hatte eine seltsame Vereinbarung getroffen, die mir zu meinem sechsten Roman verhelfen würde.

Die ersten fünf waren freundlich aufgenommen und gut verkauft worden. Mich aber hatten sie ernüchtert. Eine Art Abscheu vor der Fiktion hatte sich in mir festgesetzt. Es mache keinen Sinn, die Wirklichkeit dramaturgisch aufzubereiten, erklärte ich allen, die sich nach dem nächsten Roman erkundigten. Niemand stimmte mir zu und vermutlich glaubte mir auch niemand meinen Widerwillen.

Luise schon gar nicht. Schon nach zwei Wochen tauchte sie wieder auf und teilte mir ihre Pläne mit. Der Roman sollte mit einem Inserat beginnen. Offenbar hatte sie es schon entworfen, denn sie legte mir diesen Text vor.

#### **Autorin sucht**

*Protagonistin / Besetzung für die*

#### **Hauptrolle ihres neuen Romans**

*Ihre Lebensumstände überfordern Sie.*

*Ihr Schicksal empfinden Sie als Zumutung.*

*Es scheint mit Ihnen kein Erbarmen zu haben.*

*Es behandelt Sie willkürlich und ungerecht.*

*Scheint Ihnen Ihr Leben dennoch*

*oder gerade deswegen erzählenswert?*

*Dann schenken Sie mir Ihr Vertrauen.*

Es folgte die Bitte um eine Bewerbung mit kurzer Schilderung der bisherigen Biografie, Kontaktadresse, darunter Luises Foto; unvoreteilhaft ihr Haarschnitt und die Brille, die sie eigentlich nie trug. (War sie uneitel, oder verfolgte sie damit eine Absicht?) Ich las die Ausschreibung mit Befremden und vermutete eine Provokation. Georg in der Hauptrolle schien sie nicht einmal in Erwägung gezogen zu haben. Hatte ich ihr das nicht als Bedingung genannt? Vielleicht hätte ich sie in diesem Augenblick auf unsere Abmachung festnageln sollen – bloß: diese war mir nicht klar. Das lag wohl an der Unbestimmtheit unseres Arrangements, was typisch

ist für mich. Wenn etwas klappt, werde ich aus Erleichterung rasch unbekümmert. Hatte ich ihr meine Vorgaben wirklich deutlich vermittelt? Natürlich werde »unser Roman von Suizid und den bösen Kapriolen des Lebens handeln« – diesen Satz hatte ich ziemlich wörtlich in Erinnerung. Doch was darüber hinaus war geregelt? War meine Rolle festgelegt oder mein Einfluss benannt worden? Hatte ich ein Vetorecht?

Nun musste ich unsere Vereinbarung als fahrlässig erkennen. Doch den Spielverderber mochte ich jetzt nicht geben. Auch das ist typisch. Wozu in den Clinch gehen, solange ich selbst in widerstreitenden Ansichten feststecke. Seit Georgs Tod führe ich oft innere Dialoge. Dabei ringe ich mit einem fiktiven Gegenüber. Doch leider gelang es mir nie, dieses Gegenüber von mir abgekoppelt zu halten. Zu rasch redete es mir nach dem Mund, der Dialog wurde zum Monolog aus meinen Rechtfertigungen. Neue Einsichten kamen so nicht zustande. Vielleicht sehnte ich mich deswegen nach einer unabhängigen Gegengestalt wie einer Abgottspon. Jedenfalls hatte Luise Abgottspon die Sache jetzt angepackt.

Meine Irritation also überspielend, schäkerte ich mit ihr (schließlich hatte sie sich selbst sinnlicher ausstaffiert, als es meine Absicht gewesen war). Zuhaut würden sich »junge Männer mit unerfüllten Wünschen« melden, die hofften, von einer attraktiven Frau erhört zu werden. »Du wirst ein aufregendes Jahr erleben«, sagte ich. »Das Inserat werde ich bezahlen, nicht aber die vielen Abendessen in romantischen Restaurants.«

»Gehörst auch du zum Geschlecht der *unerhörten Männer*? Bewirb dich einfach.«

Ich lächelte, Luise lächelte. Es war eine vorläufige Waffenruhe. Natürlich hatte sie bereits mit dieser Anzeige meine Erwartungen an ihre Arbeit unterlaufen. Niemals hätte ich *meinen* Roman *so* entwickelt, also war es bereits *ihrer*. Hatte sie mich schon enteignet? War es nicht zumindest *unser* Roman?

»Ich versuche, großmütig zu sein!«, sagte ich.

»Bei den Spesenabrechnungen?«

»In jedem Fall übernehme ich die Kosten der Anzeige.«

»Schon erledigt. Sie verlangten Vorauszahlung.«

»Die Anzeige ist bereits ...?«

»Bis vorgestern trafen 32 Bewerbungen ein.«

Unversehens hatte ich einen Stapel an Dossiers vor mir. Überrumpelt

starrte ich ihn und seine Verursacherin an.

»Du hattest recht. 25 stammen von, wie ich sie nenne, *unerhörten* Menschen.« Und sie warf mir gleich eine Statistik zu. »Das scheint das Leiden unserer Zeit zu sein: Nicht gesehen und nicht gehört zu werden. Nun: 19 Bewerbungen stammen von Frauen. Sechs geben ihrem unvorteilhaften Äußeren die Schuld an einem misslingenden Leben, sieben den Männern. Ebenfalls sieben bemitleiden sich, Männer wie Frauen. Sie sehen sich als Opfer eines böswilligen Schicksals. Die sind es wohl, die dich interessieren. Fünf sind unter fünfundzwanzig, neun unter vierzig, weitere sechs um die fünfzig, der Rest älter. Materielle Not beklagen ein gutes Dutzend. Sagenhafte 22 leiden darunter, nicht jenes Leben führen zu können, das sie sich vorgestellt haben. Nur drei gehören zu deinen sehnsüchtigen jungen Männern. Zwei Bewerbungen sind pornografisch.«

»Tatsächlich?«

»Einen werde ich treffen.«

»Warum?«

»Weil er zwar verrucht schreibt, aber das gekonnt. Lies die Dossiers. Triff eine Auswahl. Deine Meinung interessiert mich. Den Verruchten werde ich aber so oder so treffen.«

Ich arbeitete den Stapel in zwei Nächten ab; auf der Dachterrasse meiner Wohnung mit Blick auf den Rosengarten von Bern. Die Hitze der Tage hielt sich hartnäckig bis weit nach Mitternacht. Die Nachtfalter tanzten mir vor, wie sich mich einschätzten: als einen Irren. Ich ertrug es. Wollte nicht drinnen lesen. Trank nur Tee. Allein mit mir, doch Georg hinter mir. Manchmal so nahe, dass er über meine Schulter hinweg hätte mitlesen können. Einen Text deckte ich nach den ersten Zeilen ab. Eine junge Frau ließ die annoncierende Autorin wissen, ihr Leben bewege sich auf einen Abgrund zu. Sie werde sich umbringen.

Hatte mein Bruder auch schon Mitte zwanzig sein Leben als hoffnungslos eingestuft? Wir alle hatten ihm sein Leiden ja kleingeredet. Das richtige Leben komme erst. Vieles sei noch möglich, schon bald würde er erkennen ... eigentlich redeten wir *uns* so zu, um unsere Hilflosigkeit auszuhalten. Georg war fünf Jahre älter als ich, doch mit sieben überholte ich ihn. Spielte besser Fußball, hechtete seine lahmen Schüsse aus den Ecken. Er

als Torwart griff auch bei einfachen Bällen daneben. Selbst mit zehn Punkten Vorsprung unterlag er als Dreizehnjähriger mir, dem Achtjährigen, im Tischtennis. Später baute ich mit Freunden Baumhäuser und eine Hängebrücke. Ungeschickt und unsicher wie er war, hätten wir ihn nicht brauchen können. Eine dicke Brille hockte wie ein Insekt mit Riesenaugen in seinem Gesicht (und ließ ihn beschränkt aussehen). Georg nannte sie einen »angewachsenen Nasenstüber« und verachtete den Optiker, der behauptete, die Brille lasse ihn interessant aussehen.

»Nimm Georg doch einfach mit«, sagte unsere Mutter. Mir war das zuwider. Wenn, dann nimmt der Ältere den Jüngeren mit. Er sei nun mal mein Bruder, insistierte sie. Seine zwei ersten Lebensjahre hatten, wie erwähnt, aus Medizin bestanden. Krankheit, Operation, Krankheit. Operation. Jede zwischenzeitliche Genesung schien meinen Bruder und unsere Eltern nur narren zu wollen. Für dieses Menschlein hielt das Leben offenbar nur höhnische Angebote bereit. Oh! Es würde sich später noch Übleres einfallen lassen.

Von dieser Passionszeit erholte Georg sich nie mehr ganz. Sein Wachstum erschöpfte sich bei einem Meter sechzig. Ich wuchs auf eins neunzig. Lernen war ihm eine Qual. Noch peiniger war das Erkennen, was ihm alles vorenthalten bliebe. Sich mit Gleichaltrigen oder dem jüngeren Bruder zu vergleichen? Davon war ihm dringend abzuraten.

Keine Bewerberin und kein Bewerber waren derart beschädigt ins Leben aufgebrochen. Tiefschläge hatten allerdings alle erlitten. Manche über Nacht alles verloren. Wer immer über ihr Schicksal bestimmt haben mochte: Er hatte verheerende Einfälle gehabt.

Es treibt Abraham Tesfay aus Eritrea mit Frau und Kind übers Meer nach Lampedusa. Er kommt allein an. Da Arbeiten die einzige Therapie ist, die seine Trauer dämpft, geht's rasch aufwärts. In der Schweiz wird er mit seiner Baufirma vermögend. Er bleibt großzügig. Unterstützt viele seiner Landsleute. Doch ein betrügerischer Partner reißt ihn in den Abgrund. Was Abraham schließlich aus der Verbitterung befreit: eine lebensfrohe Frau. Wieder bekommt er eine Tochter. So viel neues Glück muss jemanden mit Freude an böswilliger Dramaturgie gestört haben. Sonja und Mielat sterben in den Ferien auf Mallorca bei einem Autounfall. So das vierte Dossier.

Das Drehbuch in Dossier elf war nicht minder böswillig. Nie hört das

Ringen der Ines K. um ein selbstbestimmtes Leben auf. Der Vater, ein Bruder, zwei Ehemänner und einige Chefs halten sie unten. Sie wird ausgenutzt und missbraucht. Seelisch verkrüppelt sie. Dabei hatte ihr Leben vieles gut eingerichtet. Sie ist klug, fleißig, empathisch und hübsch. Doch Männer einschätzen und erkennen, das kann sie nicht. Die Sehnsucht nach Nähe hebt immer wieder ihre Vorsicht aus. Manipulationen vermag sie nicht zu durchschauen. *Dann ist sie aber auch nicht klug*, hatte die Abgottspon am Rand notiert. Ich wiederum fand Luises Anmerkung unklug und ärgerlich. (Man entschuldige meinen Zwischenruf.) Längst erkennt Ines K. das Muster und kann es doch nicht auflösen. »Im Grunde bin ich es gar nicht wert, in einem Roman vorzukommen«, las ich. »Man wird mich zu Recht lächerlich finden. Und wer es nicht täte, den würde ich verachten. So verstört bin ich geworden. Mich gibt es eigentlich gar nicht mehr.«

Hatte Ines schlicht nur Pech, stets an die sogenannten falschen Männer zu geraten? Und wenn es so wäre: Wer bestimmt, wie viel Pech einem Lebenslauf eingeflochten wird? Wobei sie ihre Partner und Chefs ja selbst ausgewählt hatte. Blieben eigentlich nur Vater und Bruder als destruktive Fügung.

Dossier um Dossier. Manche Geschichten wühlten mich auf, andere erbosten mich. Gab es da einen Automaten, der jedem Menschen willkürlich ein gutes oder böses Los an den Rücken pappte? Ja, nur ein Roboter konnte so gleichgültig und verantwortungslos handeln. Jedenfalls schienen zwei Herrscher die Menschenwelt zu regieren: Zufall und Unrecht. Meine Betroffenheit verwandelte sich zunehmend in Zorn. Ob ein Zufall oder von Luise so eingeordnet: Das lüsterne Dossier bekam ich als Letztes zu lesen. Ein Rico P. war der Absender. Ihn wolle sie in jedem Fall treffen, hatte Luise gesagt. Auf mich wirkte er wie ein selbstsüchtiger Betrüger. Wie er mit esoterischen Schwurbeleien Frauen an sich band und ausnützte, empörte mich. Luises Lust auf eine Begegnung verstand ich nicht. Was faszinierte sie an ihm? Ich spürte Verachtung – um mir später einzugestehen, dass ich Luise nicht zutraute, die Spielchen dieses Herrn durchschauen zu können. Ich, der Schöpfer der Abgottspon, schätzte sie als unfähig ein? Das ging nun gar nicht. Damit würde ich ja nur mir selbst ein schlechtes Zeugnis ausstellen. Also gab ich meinen inneren Widerstand auf und entschied mich, der Abgottspon zwei Kandidatinnen und zwei

Kandidaten vorzuschlagen. Ihren Dossiers gab ich Namen: *Die Löwin, die Selbstmörderin, der Erbe*, und eben *der Betrüger*.

Ich hatte mich für einige Tage ins Haus im Süden zurückgezogen, um die Dossiers nochmals zu lesen. Hier, in meinem zweiten Zuhause im Winzendorf, kommen mir meine Empfindungen wahrhaftiger vor.

Vielleicht deshalb befremdeten mich nun einige Schilderungen. Waren sie nicht melodramatisch oder wehleidig? Oder war ich aus Selbstschutz einfach skeptischer? Vielleicht hatte ich mich ja am geballten Elend schlicht überfressen. Beim Dossier der Selbstmörderin kippte meine Stimmung.

Diese, mit Namen Vera Kroll, kam mir im Doppelsinn *reizend* vor. Faszinierend und nervend zugleich. Eine gewisse Gnadenlosigkeit schien sie zu prägen, sowohl sich selbst wie auch ihren Übeltätern gegenüber. Tröstlich schien mir einzig, dass ihre Selbstbeschimpfung etwas Ironie ausstrahlte. Mir kam das wie Stärke vor. Ziemlich harsch formulierte Sätze, die Rechtschreibung eigenwillig. Ihre Sprache nahm mich für sie ein, obwohl sie mit zu vielen Bildern gemästet war. Zweifellos konnte sie sich gut ausdrücken. Das hatte auch Georg gekonnt. Seine verbale Vehemenz war mir als Widerspruch zu seiner Lebenslähmung vorgekommen. Wie oft hatte ich gedacht: *Gut so. Rauslassen. Nicht in dich hineinfressen. Das ist doch schon die halbe Rettung ...* Auch diese Vera würde viel und gerne reden, stellte ich mir vor. Und zu vermuten war, dass sie viel gelesen hatte. Vielleicht hatte sie lesend den Widrigkeiten getrotzt; jedenfalls bis jetzt. Ihren Lesestoff konnte ich mir aber nicht vorstellen. Es mochten Groschenromane oder besserer Lesestoff gewesen sein.

*»Ich habe immer viel Körpereinsatz geleistet. Ich fühlte mich gut und frei darin. Bei diesem geilen Zeug darf man ja alles. Ich muss mich nicht hauen lassen von den MoralKeulen. Das sind nur StreitSüchtige Tanten. Aber ich war dumm wie eine Heugabel. Also wurde ich eine. Das habe ich nun davon. Man kann mich nur brauchen um Heu aufzuladen. (...) DummSein ist eine Krankheit, die nicht heilen will. Bei mir ist es so, dass mein Gehirn ständig von meiner Naivität verseucht wird.*

*Und meine Naivität wird immer wieder von meinen RiesenWünschen aufgeblasen. Als WunschMaschine bin ich Spitze. (...) Ich wollte nichts lieber als einen wie Mathias, einen wie Till. Ich musste sie mir nur AusMalen nach*

*meinen Vorstellungen. In meiner Malerei gibt es keine Vernunft. Die Große Liebe regelt alles. Das mit Schwanz rausziehen oder Pariser wusste ich, wollte es aber nicht wissen.*

*Vom AffenTheater der Schule hatte ich genug. Geld verdienen wollte ich. Frei sein und bessere Klamotten tragen (...) Meiner Mutter entkommen. Meine selbstgestrickten Wünsche kommandierten mich herum. KopfKrank war ich. Natürlich gab es Warnlampen. Ich habe ja zwei Augen. Aber ich war BlödFrau genug, sie zu verblinden. Da ist kein Doktor schuld. (...) Niemand hat mich gezwungen, StopfGans zu werden. Ich selber habe die FressSucht in mich reingelassen. Die BIBEL ist da schludrig. Mein Wille geschehe, heißt es dort. Wenn man denn einen bekommen hat. Und vom Kotzen steht auch nichts. Das gehört nämlich dazu. Das musste ich selber lernen. Das Kotzen konnte ich mal richtig gut und war stolz darauf.*

An dieser Stelle wurde ich von einem Klopfen unterbrochen. Es war die Abgottspon, in Jeans und hellbrauner, offener Lederjacke über einem orangen Hemd.

Sie möchte hinaus in die Felder, sagte sie so beiläufig, als sei ihr unerwartetes Auftauchen selbstverständlich. Im Gehen falle ihr ein Austausch leichter. Obwohl kein Gewitter angekündigt war, hörte man fernes Donnergrollen. Wir aber setzten stumm und stur Fuß vor Fuß wie Spazierroboter. Schließlich bogen wir in den Feldweg ein, der über einen Steg in die Rebenfelder führt.

Dass niemand arbeitete, passte irgendwie zu unserem wortlosen Voranstapfen. Erst ein erneutes Wetterleuchten weit draußen in der Garrigue (wie die Weidelandschaft hier heißt), brachte Luise zum Reden. Vielleicht hatte sie ein Zeichen der Erlaubnis abgewartet, ging mir durch den Kopf.

»Der Roman soll sie retten. Sonst ist sie an der Hauptrolle nicht interessiert.«

Eben diese Vera Kroll hatte das gesagt, die junge Frau, deren Dossier ich mit *Selbstmörderin* betitelt hatte. Luise hatte sie getroffen, noch bevor ihr meine Selektion bekannt gewesen war. Natürlich kam mir das eigenmächtig vor. Überrascht war ich dennoch nicht. Ich ahnte längst, wie wenig Einfluss sie mir einräumen würde. So, wie ich mir das vorgestellt hatte, würde sie sich nicht führen lassen. Auch jetzt war sie es, die unser Tempo bestimmte.

»Wie sollte ein Buch jemanden retten können?«

»Das verlangt sie aber. Sonst bringt sie sich um.«

»Es kann bestenfalls Mut machen.«

»Das habe ich ihr auch gesagt. Da stand sie auf, schüttete mir ihr Bier ins Gesicht und ging ab. Türe auf, zu, Knall!«

»Und kam kurz darauf reumütig zurück.«

»Ich bin ihr nachgerannt.«

»Nachgerannt? Wieso?«

»Vielleicht, weil ... weil sie mich interessiert. Oder weil ihre Forderung unverschämt und riskant ist. Auch für mich ist sie gefährlich. Scheitere ich, bin ich am Arsch, um es anständig zu sagen.«

Bei Gott, das wäre sie! Vera Kroll forderte, vom Weiterleben überzeugt zu werden. Der Roman müsse da beginnen, wo sie heute stehe, nämlich am Abgrund. Nirgends eine Notbrücke. Fürs Klettern sei sie zu schwach. Und der Rückweg sei von Monstern bewacht. Sie wolle zu lesen bekommen, welchen Ausweg es noch gäbe. Wenn die Abgottspon ihr nicht eine wirklich lebenswerte Zukunft zu schildern vermöge, *glaubwürdig zu schildern vermöge*, werde sie ihrem Elend ein Ende setzen.

»Erinnere ich mich falsch? Schreibt sie nicht im Dossier, sie habe ein Kind?«

»Ihrem und dem ihres Kindes.« Das war dieser vielbemühte Schlag in die Magengrube. »Sie selbst ist das Monster!«, stieß ich aus.

»Ich mag sie«, sagte Luise.

Beide waren wir stehen geblieben und sahen uns verständnislos an. Etwas drängte mich, einen Streit auszulösen, Luise zu beschimpfen. Wie unbedarft und gutgläubig sie sei. Und ihr eigenmächtiges Vorpreschen sei überheblich.

Luise schüttelte den Kopf und sagte: »Sie ist eine ehrliche und kluge junge Frau. Erst fünfundzwanzig. Lebt aber unter einem erdrückenden Dach.«

»Dach?«

»Depressionen.«

»Sie erpresst uns doch.«

»Nein, sie fordert mich heraus«, sagte meine Abgottspon und setzte sich wieder in Bewegung. Ein unmittelbar folgendes Wetterleuchten wirkte, mir zum Ärger, wie eine Zustimmung.

»Siehst du!«, sagte Luise, ohne zu erläutern, was ich einsehen müsste.

Kurz darauf wollte sie umkehren. Sie habe da etwas für mich in der Tasche. Ich konnte mich nicht erinnern, dass sie eine bei sich gehabt hätte. Doch da stand eine auf dem Tisch der Terrasse beim Eingang. Daraus zog sie ein Spiralheft.

»Für dich. Lies es. Ich hole noch etwas Schlaf nach.«

»Was ist das?«

»Was Vera mir anvertraut hat.«

»Sie hat das geschrieben?«

»Das sei mein Job, hast du gesagt. Also habe ich begonnen.«

»Im Ernst? Du hast ihr eine mögliche Zukunft ... es muss dir doch klar sein, wie fahrlässig das ist. Wie willst du noch zurückkönnen?« Ich fühlte mich eingeklemmt zwischen Empörung und Sorge.

»Nein. Noch keine Zukunft. Erst mal ihre Vergangenheit. Veras Leben bis heute. Zukunft erwächst bekanntlich aus der Vergangenheit«, sagte die Abgottspon im Tonfall einer Dozentin. Danke für die Belehrung, wollte ich kontern, aber sie war bereits verschwunden. Wohin? In ihr Zimmer? Ihr Bett war ja noch gar nicht bezogen. Auch hatte ich dort ein paar Gartenmöbel zwischengelagert. Ihr nachgehen? Nein. So rief ich ihr nur nach: »Danke für die Belehrung.«

### 3

## Vera und Till

*Mögliche Titel für den Roman* stand am Rand des Manuskriptes. Angeführt waren: ~~Das zweite Leben~~ / *Die Willküren* / ~~Die Rochade~~ / ~~Wiedergeburt~~ / ~~Die Parzen~~. Vier der fünf Arbeitstitel waren durchgestrichen; meinerseits hätte ich auch den fünften verworfen. Ich zappelte mich aus der Hängematte unter dem Feigenbaum, die ich für die Lektüre gewählt hatte. Diese träge Lesehaltung kam mir plötzlich zynisch vor. Der Korbstuhl in der Küche wäre passender. Dort las ich die Aufzeichnungen der Abgottspon, verfasst nach den Gesprächen mit Vera.

Vera, das hübsche Kind. Veras Vater, der Hallodri, später ein Halunke. Veras Mutter, eine Trinkerin. Im Kindergarten merkt die Kleine, dass ihre Familie anders funktioniert als üblich. Andere Mütter geben ihrem Kind ein Pausenbrot mit. Ihre schläft noch, wenn sie loszieht. Ihr Vater ist als Lastwagenfahrer sowieso selten da. Die anderen Kinder bedauern sie und bieten ihr vom eigenen Brot an. Doch Vera erklärt ihnen, dass sie vormittags nie hungrig sei. Die Kindergärtnerin, eine Frau Bachofner, ahnt wohl, wie es bei den Krolls zugeht und rät ihr, wenigstens einen Apfel mitzunehmen. Bloß liegen bei ihnen zu Hause die Äpfel nicht einfach so herum.

»Äpfel mag ich nicht so«, antwortet Vera, »und Schokolade auch nicht«, sagt sie vorbeugend, weil andere mit Schokoriegeln kommen. Das einfühlsame Nachfragen der Kindergärtnerin hilft ihr nicht, sondern martert sie. Wer ist sie noch, wenn ihre Eltern nichts sind? Einmal behauptet sie, ihr Papa sei Rennfahrer und geht im Hohn der Klasse unter. Daraus lernt sie, dass verschleiern ungefährlicher ist als Lügen.

Durch die Nachfragen der Kindergärtnerin verheddert sie sich nur ärger im Lügengeflecht. Vera lernt daraus: Verbergen, was sie bedrückt oder ängstigt. Wenn sie ihre Mutter volltrunken auf dem Boden vorfindet, manchmal von der eigenen Kotze verschmiert, erzählt sie niemandem davon.

*An die Eltern von Vera* steht auf dem Umschlag, den ihr die Kindergärtnerin einmal mitgibt. Dafür bekommt sie abends eine Ohrfeige.

»Ich habe dir das Geld längst mitgegeben!«, schreit die betrunkene Mutter. Es geht um die Kosten eines halbtägigen Ausflugs, und Vera ist sich sicher, kein

Geld bekommen zu haben. Das sagt sie auch so, und fängt sich die zweite Ohrfeige ein, begleitet vom mütterlichen Geheul über das diebische Kind. Die eigene Mutter betrügen! Noch nie sei sie so enttäuscht worden. Spätere Umschläge händigt sie weder Mutter noch Vater aus, sondern steckt sie ihnen in die Nachttischschublade. In der Oberstufe entdeckt sie in der Küche einen ganzen Stapel dieser Briefe, ungeöffnet in einer Schüssel gesammelt. Sie schlitzt sie auf und liest sich weinend durch die Post. Das aufrichtige Bemühen ihrer Kindergärtnerin und später einzelner Lehrerinnen, mit ihren Eltern Kontakt aufzunehmen und etwas Gutes für sie in Gang zu bringen, erschüttert sie.

In der sechsten Klasse schickt man sie auf einen Parcours der Abklärungen. Heraus kommt nur, was sie längst weiß: Was sie liest oder hört, kann sie sich nicht merken. Ein Gutachter erwähnt etwas von einer *extrem kurzen Halbwertszeit*: Ihr Schulwissen verfalle binnen wenigen Minuten. Es gibt mittlerweile halt Wichtigeres zu lernen als Grammatik oder Mathematik. Etwa, wie man beim Abendessen Vaters Hände unterm Tisch abwehrt. Wie man noch volle Flaschen vorbeugend verschwinden lässt, ohne als Täterin verdächtigt zu werden. Oder wie man zu Geld für geile, also die richtigen Klamotten kommt. Dafür betreibt sie viel Aufwand, weil ihr die Resonanz wohltut. Dass sie *eigentlich* hübsch sei, hört sie jetzt oft. Nun gilt sie bei den Jungs als sexy und bei den Mädchen als mega geil. Erstmals hat sie eine Art Freundinnen.

Fünfzehn ist sie, als ihr Vater sich von der Familie absetzt, und ihre Mutter wird wochenweise in die Psychiatrie eingewiesen. Einmal ist es für zwei Monate. Einer besorgten Sozialarbeiterin täuscht sie vor, bei der Nachbarsfamilie untergekommen zu sein. Die ist in Wirklichkeit gerade in Sizilien, und Vera kümmert sich um deren Katze. Als die Sozialarbeiterin weg ist, gerät sie in einen Glückstaumel. *Gut war ich, richtig gut*, denkt sie, *wie eine richtige Schauspielerin*. Doping für das Selbstwertgefühl ist es. In ihrem Rausch und in dieser sauberen Wohnung schläft sie mit Mathias. Achtzehn ist er und kommt aus guten Verhältnissen. Er sagt *Liebe machen* statt ficken wie sie, oder Penis statt Schwanz. Jedenfalls zu Beginn. Doch entweder hat er sich verstellt oder sich von ihr anstecken lassen. Bald redet er so derb wie sie und will es *geiler* treiben. *Sie in den Mund ficken*. Sie erschrickt, doch sie glaubt, das müsse so sein, sonst wären sie kein richtiges Liebespaar. Er sieht gut aus, und sie freut sich darauf, ihn vorzeigen zu können. Doch zu einem gemeinsamen Ausgehen kommt es nie. Ein Gymnasiast scheint die Wochenenden zu brauchen, um

Prüfungen vorzubereiten oder er steckt gerade im Endspurt einer Projektarbeit. Doch zwischen Schulende und Abendbrotzeit – heilig bei ihm, dann strömen pünktlich Vater, Mutter und drei Geschwister zusammen – reicht es fast immer für ein oder zwei Höhenflüge. Zu Beginn sind sie das; und ja, das Küssen bleibt schön. Wenn Mathias sie küsst, glaubt sie zu spüren, dass ihre Liebe tief und wahr ist.

Für sieben Wochen hat sie den Schlüssel zum Liebesnest nebenan. Dann werden die Nachbarn, die in Sizilien eine Ruine ausbauen, zurückkehren. Wohin dann? In ihre chaotische, schlecht riechende Wohnung? Alles bei ihnen ist hässlich und zu armselig für einen Mathias. Noch bleiben zwölf, zehn, acht Tage. Sie müsste was unternehmen, ist aber wie gelähmt. Einfälle hat sie, aber keine Energie. Könnte sie nicht in einem schönen, romantischen Hotel jobben? Dort fände sich bestimmt immer ein freies Zimmer, das sie heimlich benutzen könnten. Ihr Onkel sei der Hotelier, würde sie Mathias erklären.

Noch fünf, noch vier, nur noch drei Tage. Zweiunddreißig Stunden vor Ablauf ihrer Schonfrist ist Vera seit Stunden am Putzen und Ausmisten ihrer Wohnung. Sie hat erst nach Mitternacht begonnen und keine Ahnung, wie sie ihre Lähmung überwunden hat. Ihr Eifer gleicht einem nicht endenden Wutanfall.

Zeitungen, leere Verpackungen, Werbeflyer und Magazine schnürt sie zu Stapeln. Schmuddeligen Krimskrams, verschlissene Kleider, Flaschen und Dosen steckt sie ebenso verächtlich wie glücklich in Einkaufstüten, von denen sie Hunderte findet. Unablässig bringt sie alles bis zur Morgenfrühe in den Keller. Dort laufen im Dauerbetrieb Waschmaschine und Tumbler. Bis neun Uhr schafft sie noch die radikale Reinigung des Badezimmers; für die Küche reicht ihre Energie nicht mehr, und sie fällt erschöpft ins Bett. So ist sie in der falschen Wohnung, als Mathias sie nachmittags vor der Türe gegenüber, vor der Wohnung ihrer Liebe, aus dem Schlaf klingelt. Mit Schrecken sieht sie ihn im Spion. Gestaut und verzogen wirkt er und zupft eitel an Haaren und Schal herum. Kurz fühlt sie sich ihm ebenbürtig – nein, überlegen, denn ihr fällt ein, was sie in dieser Nacht geleistet hat. So überrumpelt sie ihn, nur im Slip und BH, mit einem kurzen Auftritt: sperrt ihm auf und huscht zurück zu ihrer Tür. Nur mit Gestik macht sie ihm klar, dass er dort drin warten solle, und weg ist sie. Ein Kontrollblick durch den Spion löst bei ihr eine Glückswelle aus: Ein verdatterter Bub, der sich unsicher in die Wohnung vorwagt. Später schlafen sie miteinander, und für Vera ist es anders als sonst. Das mit dem Sex konnte doch inniger sein, als sie angenommen hatte.

in ihre heimliche Beobachtung. *Ich darf ihn nicht so anstarren. Doch wenn ich meinen Blick jetzt von ihm abziehe, vielleicht schon, wenn ich nur kurz die Augen schliesse ... dann geht er mir für immer verloren. Sebastian, lieber Sebastian. Was soll ich tun? Was brauchst du? Soll ich dich loslassen?* Als die Orgel einsetzt, zeigt René keine Reaktion, Sebastian aber nimmt seine Hände von den Knien und schiebt sich an den Schläfen die Haare zurück. Es wirkt auf Vera so erwachsen, dass es schmerzt. Er steht ihm, dieser Haarschnitt, hübsch sieht er aus, denkt sie und dass sie einfach daran glauben muss, ihm irgendeinmal doch wieder die Haare schneiden dürfen. Er hat es gemocht. Sie machten es stets mit viel Tamtam, Wässerchen und Tüchlein. Oft mussten sie dabei lachen. Als »Signore Kroll« redete sie ihn an und erkundigte sich nach fast jedem Schnitt, ob es Signore Kroll so passe. Und Sebastian? Er sagte jeweils mit einer Stimme, die er sich als vornehm vorstellte: »Si, Signora«. Und jetzt kann Vera ihre Augen doch schließen.

Die Beisetzung finde »in einem engeren Familienkreis statt«, hatte der Pfarrer verlauten lassen. Natürlich war sie nicht mitgemeint. Doch eine Verwandte, die sie nicht kannte, hatte ihr beim Vorbeigehen mit einem Kopfnicken angedeutet mitzukommen. Da erst hatte sie Daniela und Luzius bemerkt, die sich dem kleinen Tross bereits angeschlossen hatten. Vera wundert sich, wie alle ihren Platz ansteuern, als sei für sie reserviert worden. René steht an der Kopfseite des Grabes, linkerhand Jeannettes Schwester, Sebastian rechts neben sich. Hinter ihnen Jeannettes Bruder mit Frau – und, etwas zurückversetzt, die Abgottspon. *Steht dort, als gehöre sie zur Familie. Warum so nah bei René und Sebastian? Warum nicht bei den andern?*

Etwa ein Dutzend Personen sind es, die auf der einen Längsseite beisammen sind. Luzius und Daniela sind darunter. Alle anderen kennt Vera nicht. Noch steht sie abseits und zögert. Kein Platz scheint ihr passend. Sie blickt zum Pfarrer, der auf der Gegenseite bereit zum Gebet ist, die Hände bereits gefaltet. Aber noch gleitet sein Blick über die Trauernden. *Bittet er um den Segen? Um die korrekte Aufstellung?* Hinter ihm liegt der Erdwall aus ausgehobener Erde. Eine Schaufel ist hineingerammt. *Wie ein Tier. Gerade erlegt. Noch steckt der Speer in seinem Rücken. Grauensvoll. Den hol ich jetzt raus. Und bleibe dort stehen. Bleibe auf dem Hügel.*

Da spürt Vera eine Hand – Abgottspons Hand. Sie zieht sie mit sich. Dorthin, wo sie bereits gestanden hat, in der zweiten Reihe am Kopfteil des Grabes, hinter René und Sebastian. Beide schauen zu Boden. Sebastians eine Hand hält sich am Ärmel von Renés schwarzer Weste. Die andere ist zum Fäustchen geballt. *Junge, lieber. Ich bin froh, dass du nicht allein bist.*

Die Frau, die sie zum Mitkommen aufgefordert hat, ist an den Sarg am unteren Ende des Grabes getreten. Sie entnimmt der auf dem Deckel stehenden Vase die weißen Nelken. Alle ums Grab bekommen eine in die Hand gedrückt. Sebastian hält seine mit spitzen Fingern in der Hand, die eben noch geballt war. Dass seine Blume ins Kreisen kommt, muss an einer winzigen Bewegung liegen, die Vera nicht erkennen kann. Jetzt blickt er auf. Scheint der Reihe nach alle zu mustern. Als der Pfarrer sein Gebet beginnt, kreist seine Blume immer noch. »Von der Erde sind wir genommen, zu Erde müssen wir werden. Erde zu Erde, Asche zu Asche ...« *Schön, deine kreisende Blume ... Gleich wirst du sie auf den Sarg werfen. Kennst du das Ritual überhaupt? Natürlich nicht. Aber René wird es dir erklären. Und meine Nelke? Ich werde sie nicht hineinwerfen. Ich werde sie behalten. Als Erinnerung an dein kleines Spiel mit der Nelke.* Vera spürt, wie ihr die Tränen hochkommen. Doch sie will nicht weinen, nicht jetzt, nicht vor diesen Leuten. In diesem Moment dreht Sebastian sich ihr zu. Wahrscheinlich hat er sie bis anhin gar nicht beachtet. Überraschung zeigt sein Gesicht aber nicht. Vielleicht Verlegenheit? Nicht zu erkennen. *Ernst schaust du mich an. Nachdenklich? Vorwurfsvoll? Und wie blicke ich dich an. Bestimmt wirke ich ängstlich.*

*Ich fühle mich aber nicht ängstlich. Und ich möchte, dass du das weißt.*

Vera nickt ihm zu und lächelt. Ob Sebastian das noch bemerkt hat? Wieder blickt er auf den Pfarrer. Der bedeutet zwei Männern, die aus dem Nirgendwo aufgetaucht sind, den mit Gurten versehenen Sarg hinabzulassen. Still ist es. Als der Sarg wegtaucht, hebt der Pfarrer zu einem Lied an – »In deine Hände lege ich meinen Geist ... mein Herz ist schwer ...« Hinter ihr summt die Abgottspon mit. Doch mehr Unterstützung kommt nicht, und so begnügt sich der Pfarrer mit der einen Strophe. Ein Erster aus der Runde tritt ans Grab, bekreuzigt sich, und will gerade zum Schwung ansetzen, als der Pfarrer laut sagt: »Sie sind noch nicht dran. Üblicherweise ist der Ehemann der Erste.«